

streben; Franz fügte sich in seine Bestimmung. Als ihn einft Weichelmörder mit gezücktem Degen überfielen, warfen sich seine Begleiter auf sie zur Abwehr, Franz aber sagt: „Stecht euer Schwert in die Scheide und gebet die Worte des Weilsands: ich will allein denen entgegengehen, die mein Leben wollen.“ Mit diesen Worten ging er, seine Schritte verdoppelnd, auf die Mörder zu. Ergriffen von seiner Sanftmut und seiner ehrfurchtgebietenden Miene lassen diese die Waffen fallen, werfen sich ihm voll Beschämung und Verwirrung zu Füßen und bitten ihn um Verzeihung. Der Heilige besuchte eifrig Arme und Kranke, denen er trotz seiner beschwerlichen Mittel reiche Almosen spendete. Er durchschritt auch das Land, predigte mehrmals im Tag und ertrug geduldig die Unbilden der Witterung sowie Verachtung und Beleidigungen. Nach Danzig zurückgekehrt, verwannte er dann noch einen Teil der Nacht auf das Gebet und das Studium. Er predigt auch in der Stadt Genua, der Hochburg des Calvinismus. Sein Gegner, der Abbe, hatte sich überall öffentlich gerühmt, er werde den Probst von Lannoch sonnenklar öffentlich überführen, daß seine Beweise und Gründe, mit denen er den katholischen Glauben bestreite, null und nichtig seien. Er hoffte im stillen, der Probst werde sich auf eine öffentliche Auseinandersetzung gar nicht einlassen, mußte aber die Ueberzeugung erleben, daß dieser sich sogar bereit erklärte, nach Genua zu kommen. Die Auseinandersetzung endete damit, daß der in die Enge getriebene Prediger wüstenbrannt in eine Flut von Schmähungen ausbrach und seinen Gegner einen Sophisten, einen Rauber, einen falschen Propheten und einen Verfälscher nannte, sich aber dann besigt und entnützt zurückzog. An Feinden hat es dem heiligen Franz niemals gefehlt, er hielt immer stand, seine Drohungen schreckten ihn ab, sobald er sich nur zeigt, beruhigen sich die Leidenshaften. Es wohnten, wenn Franz gelebte, zuweilen sieben- bis achthundert Personen bei, oft von weit her. Nun wurde in der Hippolytus-Kirche regelmäßig katholischer Gottesdienst gehalten. Die Ritter von hl. Mauritius und hl. Lazarus stimmten endlich auch der Errichtung von sechs Pfarren zu. Am 20. September 1598 begann die Feier des Vierzigstündigen Gebets in Thonon, die sich zu einer glänzenden Kundgebung für den katholischen Glauben gestaltete. Der Herzog war verhindert, ihr beizuwohnen, kam aber kurz darauf zu einer Bekehrung und der Feier nach Thonon. Mit ihm traf der päpstliche Legat ein. Die Feierlichkeiten gewannen dadurch einen besonderen Charakter, daß Hunderte von Kalvinisten dem Irrtum ab schworen. Der Heilige überreichte dem Herzog eine Denkschrift, worin er ihn bat, die Einkünfte sämtlicher Benefizien des Chablais zum Unterhalt der Pfarren und der übrigen in der Seelsorge beschafften Geistlichen freizugeben oder wenigstens anzuordnen, daß die Einkünfte der Pfarren zum Unterhalt der genannten Personen und die der übrigen Benefizien zur Wiederherstellung der Kirchen verwendet würden. Er ersuchte den Herzog ferner, den kalvinistischen Lehrer aus Thonon zu entfernen und ihn durch einen Katholiken zu ersetzen, sobald das Verbot zu erneuern, die Kinder außerhalb des Landes zu führen zu lassen, den Kalvinisten die Ausübung aller öffentlichen Aemter zu untersagen und den Prediger von Thonon sobald als möglich auszuweisen und endlich allen Katholiken dieser Stadt das Bürgerrecht zu verleihen.

Der Herzog hatte für alle Witten ein geneigtes Ohr. Auch in Paris erkannte man bald die Bedeutung des Heiligen, der Kardinal du Perron sagte: „Gott hat dem Bischof von Genf den Schlüssel zu den Herzen verliehen. Wenn es sich nur darum handelt, zu überzeugen, so bringt mir alle Unübersäugigen herbei, und ich mache mich anheischig, mit ihnen fertig zu werden. Handelt es sich aber darum, sie zu bekehren, so schickt sie zum Bischof von Genf.“ Nach der Ausjage der hl. Franziska von Chantal predigte er während der sieben Monate seines Aufenthaltes in Paris wenigstens zehnmal im Monat. Auch König Heinrich IV. wollte den Prediger hören, dessen Tugenden und Fähigkeiten man allerorts pries, und er ließ ihn nach Fontainebleau kommen, wo er sich gerade aufhielt. Nachdem er seine Predigt angehört hatte, sprach er laut aus, daß alles, was er von diesem Savoyarden gehört habe, hinter die Wahrheit zurückbleibe. Er unterhielt sich dann mit ihm, und seine Achtung stieg, je mehr er den heiligen Seelenhirten kennenlernte. Der König empfing ihn in der Folge noch oft, und so oft sich Gelegenheit bot, wurde er nicht müde zu sagen, der Koadjutor von Genf sei ein Gottesmann und beste eine bewunderungswürdige Klugheit und zugleich eine seltene Bescheidenheit. Der König ging sogar mit dem Plan um, den Koadjutor vom Papste zu erbitten und ihn nach England zur Bekehrung des Königs Jakob zu schicken, da es nach seiner Ansicht außer Franz von Genf niemand gab, der es mit einem so gelehrten Monarchen aufnehmen konnte. Seit seiner Reise nach Paris erkennt Franz von Genf seinen Beruf als Seelenführer. Im Winter des Jahres 1607 geht ein lange geplantes Werk des Heiligen in Erfüllung: die Schaffung einer Akademie zur

Pflege der Schönen Literatur, der Philosophie, der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Mathematik und der Naturwissenschaften. Der Heilige schränkt seine Tätigkeit nicht auf seine Diöcese ein, er folgte jedem Ruf, woher immer. Auch als Bischof schränkt er seine Tätigkeit als Schriftsteller keineswegs ein: 1609 erscheint die „Philothea“, sie bereitet ein höchstes Werk vor: „Die Abhandlung über die Liebe Gottes“. Seine Regeln mahnen uns stets an den Geist der Liebe, der Demut und der Einfachheit. Alles soll aus Liebe, nicht aus Zwang geschehen. Als man ihn mahnt, seine Kraft zu schonen, antwortet er: „Am den Geist in Tätigkeit zu erhalten, muß man sich mehr Arbeit vornehmen, als man bewältigen kann. Man muß sich verhalten, als ob man noch lange zu leben hätte, und doch nicht mehr tun wollen, als ob man schon morgen sterben müßte.“

Als seine Schraft immer schwächer wird, deutet er das als ein Zeichen, daß er bald fort muß. Er ruft aus: „Ich preise Gott dafür, der verweilende Leib beschwert die Seele.“ Darüber beichtete er, las die heilige Messe mit außerordentlicher Andacht und spendete wiederum sämtlichen Schwestern die heilige Kommunion. Nachdem er die Oberin Beichte gehört hatte, sprach er noch eine Weile mit ihr. Sie bemerkte eine Veränderung in seinem Blick und in seinen Gesichtszügen und fragte ihn, ob er sich nicht wohl befinde. Er antwortete nur, denen, die Gott lieben, gereiche alles zum Besten, und segnete sie mit den Worten: „Leben Sie wohl, meine Tochter, mein Geist und mein Herz bleiben bei Ihnen zurück.“ Der Heilige starb in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre, im zwanzigsten seines Episkopats. Am 28. Dezember 1661 unterzeichnete Papst Alexander VII. das Seligsprechungs- und am 19. April 1665 das Heiligensprechungsdekret. Im Jahre 1877 ernannte Papst Pius IX. den Heiligen zum Kirchenlehrer. Seine „Philothea“ ist ein Begleiter, ein Ratgeber für zahllose Gläubige geworden. Man liest sie immer wieder und wird nicht müde, diesen unergleichlichen Seelenführer zu preisen, der die Seelen in allen Tagen des Lebens mit solcher Milde leitet. Papst Pius XI. sagt in seiner Enzyklika „Rerum omnium“: „I möchten sich doch auch heute alle in dieses Buch, das die Zeitgenossen für das vollkommenste seiner Art halten, und das so lange in den Händen aller war, gründlich vertiefen! Dann würde allerorten die wirkliche Frömmigkeit wieder erblühen und die Kirche Gottes über die gemeinsame Heiligkeit ihrer Kinder sich freuen.“ Da das Ziel der „Philothea“ die Erziehung zum innerlichen, ständigen Gebet ist, so wäre dadurch auch der Boden geschaffen, auf dem sich das höhere, mystische Gnadenleben, wie es die „Abhandlung über die Liebe Gottes“ so einzigartig beschreibt, entfalten könnte, und auch dieses herrliche Werk würde dann wieder in vielen Händen sein. Der Wandel in der Gegenwart Gottes geht dem Heiligen für unsere höchste Pflicht: „Es war ihm zu wenig“, erzählt B. de la Riviere, „Gott in nichts zu mißfallen, er bemühte sich vielmehr, ihm in vollkommenster Weise zu gefallen, und wenn er ein Mittel gewußt hätte, ihm nur ein wenig mehr zu gefallen, so hätte er es angewandt.“ Die heilige Chantal fragte Franz eines Tages, ob er eine lange Zeit vergehen lasse, ohne an Gott zu denken. Manahmal beinahe eine Viertelstunde“, erwiderte er. Gleich beim Morgengebete gab er sich der heiligen Sammlung hin, und den ganzen Tag hindurch begleitete Gebet alle seine Handlungen, und nichts in der Welt konnte ihn von seiner süßen Vereinigung mit Gott ablenken. Er pflegte zu sagen, die meisten Fehler, die man begehe, kämen daher, daß man nicht genug in der Gegenwart Gottes wandle. Befragt, ob Franz vorzöge, gesund zu sein oder sein Leben gelähmt im Bett verbringen zu müssen, antwortet Franz: „Ich möchte weder das eine noch das andere, ich bin da ganz gleichgültig; ich will nichts, als daß in dem einen wie in dem andern Falle der Wille Gottes in Erfüllung gehe.“ — „Aber gesund könnten Sie doch mehr Gutes tun als krank?“ „Ich will die Art und Weise, Gott zu dienen, nicht bestimmen. Gesund werde ich ihm durch Schaffen dienen, krank durch Leiden. Er soll bestimmen, was ihm am besten gefällt. Ich werde in beiden Fällen seinen Willen tun, und das genügt mir.“

Stand er einem Sterbenden bei, so empfahl er ihm nichts mehr als die Vereinigung seines Willens mit dem göttlichen. Im Schöße des göttlichen Willens sterben, sagte er, sei nichts anderes, als wie Johannes an der Brust des Heilandes einschlafen, und Gott könne eine Seele nicht verdammen, die in der Vereinigung ihres Willens mit dem seligen sterbe. Er stand in seinem Chorstuhl,“ sagt B. de la Riviere, „wie eine Statue in ihrer Nische, ohne sich zu bewegen oder sich mit etwas anderem zu beschäftigen als mit der guten Verrichtung seines Gebets.“ Er führte wie auf einer herrlichen Reise sein Herz fachte von einem Vers zum andern und genöb in aller Ruhe den Donig der ersten Ewigkeit, den der

heilige Geist hier bereitete. Seine tiefe Sammlung ließ jedermann erkennen, mit welcher Ehrfurcht er vor der göttlichen Majestät stand. Jedes Jahr machte er in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Karfreitag die Prozession der Büßer vom heiligen Kreuz mit, Angetan mit dem Gewande der Bruderschaft, schritt er barfuß durch die Straßen, sich als das Süßholz betrachtend, das für das Heil des Volkes geopfert werden müsse. Nach der Rückkehr gethellte er sich zu Ehren des Leidens Christi festig. Am in der Liebe fortzuschreiten, gab es nach seinem Dafürhalten kein besseres Mittel, als das Leiden und Sterben des Gottesohnes zu erwägen. Er nannte dieses Geheimnis das süßste aller Geheimnisse und den mächtigsten Antrieb zur Frömmigkeit. „Der Kalvarienberg“, sagt er in der „Abhandlung über die Liebe Gottes“, „ist die wahre Schule der Liebe.“ Nächt der Mutter Gottes nahm bei unserem Heiligen der hl. Joseph die erste Stelle ein. Er pflegte auch eine besonders innige Andacht zu den heiligen Schutzengeln. Wenn er predigte, machte er nach dem Ave Maria eine lange Pause und ließ seine Worte über die Zuhörer schweifen. Als ihn eines Tages ein Domherr nach der Urfrage fragte, erwiderte er: „Ich grüße die Schutzengel meiner Zuhörer und bitte sie, die Herzen derer vorzubereiten, deren Schöpfer sie sind. Diese Uebung hat mir sehr großen Nutzen gebracht.“

Welchem Franz wollen wir uns als Seelenführer anvertrauen: dem von Affisi oder dem von Sales? Das hängt von unsrer inneren Bedürfnissen ab. Künstler werden dem von Affisi folgen, Denker dem von Sales.

Neue Bücher

Gustav Renker: Das Tier im Sumpf. Roman aus Afrika. V. Stauchmann Verlag, Leipzig. Preis in Leinen gebunden 1.80 M. Das Leben ist noch lange nicht enträtselt. Die Erde selbst hat noch immer ihre Geheimnisse, und wenn es auch auf den geographischen Karten keine weißen Flecke mehr gibt — in Wirklichkeit finden sich noch auf den Kontinenten insbesondere der südlichen Halbkugel Gebiete von riesigem Ausmaß, die noch völlig unerforscht sind, Wälder und Büschen, Gebirge und Flußgebiete, die noch kein Europäer betreten, geschweige denn durchdrungen hat. Phantastisches erzählt von ihnen die Umwelt, aber das rationalistisch geschulte Denken des Abendlandes hält es für Unzulässige bodenständigen Aberglaubens, Ueberfegerungen aus dem Mythos der Primitiven. Andere freilich wittern, vielleicht, weil sie wünschen, daß der Welt das Geheimnis erhalten bleibe, hinter solchen Erzählungen greifbare Wirklichkeit. Der Held dieses Buches gehört zu den Sektikern, wird aber von der Erfahrung darüber belehrt, daß die Einbildungskraft des Menschen nur allzu leicht von der Wirklichkeit übertrifft wird. Er will in der Weltferne des oberen Stroms, Wald- und Sumpfbüchse von Kamerun mit einer geliebten Frau so etwas wie eine, wenn auch wissenschaftlichem Forscher gewidmete Robinsonade erleben und erlebt die Begegnung mit einem angeblich längst verwichenen Erdzeitalter, mit Flora und Fauna der Trias, und begegnet dem Riesendinosaurier jener Epoche, dem Brontosaurus, und findet im Kampf mit ihm den Tod. Renker hat, wie der Engländer Wells, die Frage — gibt es ihn oder gibt es ihn nicht — offen gelassen, indem er am Schluß Zweifel und Erlebnisse ohne Entscheidung aufeinanderprallen und das Geschehen selbst im Dunkel des Geheimnisses verhüllen läßt. Aber er hat den Raum, in dem das Leben des Ungetrimts möglich ist, so einbringlich geschildert, daß der aufsteigende Schatten des Geschöpfes der Urwelt glaubhaft genug auf den Leser einwirkt, um eine Erinnerung zu hinterlassen, die über den Rahmen eines Romans hinauszuwinkt in das vom Menschen noch nicht eroberte Rätselreich der Erde, das in der Tat noch immer den Künsten zu verschlingen scheint, der seine Lore sprengen will. Will Scheller.

H. S. Gouben: Christoph Columbus. Trauödie eines Entdeckers. Volkshausband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2. — Aus der überreimerten Kultur des Mittelalters, die in dem Spanier Ferdinands und Isabellas einen Höhepunkt erreicht hat, erwacht die Gestalt des Geheimnisses verheißer, der die Forten der alten Welt sprengt und mit der denkbar geringsten Hilfsmitteln, aber mit einem unerhörten Reichtum von Mut und Ausdauer eine neue Welt erobert, die der Geschichte der Menschheit eine völlig neue Richtung gibt. Wie er den Sinn seines Lebens findet, wie er zwanzig Jahre um Erreichung seines Heiles kämpft, wie er alles auf eine Karte setzt, wie sich Verdienst und Glück vertetten und wie er schließlich von der übermenschlichen Größe seines Werkes vernichtet wird, dieses gewaltige weltgeschichtliche Drama zieht hier in bedenden Bildern am Auge des Lesers vorüber. Geschichtliche Forschung vereint sich mit einer Darstellung, die die Fiktion eines Romans erweckt und den Leser von Anfang bis Ende in immer steigender Spannung ergält. Kurt Pfister

„Miß Curline...“

Eine Zirkus-Novelle / Von Hans Kyjer

Beschnungen von Peter Krumm

Der Regen schüttete. Die häßlichen Monde der elektrischen Vogenlampen flammten fatigig tot auf und schaukelten leise, von farbig sprühenden Söfen umflittert. Noch stand eine graue Helle festgefugt zwischen den Säulern der Tiedstraße. Darunter floß das Asphalt-pflaster wie ein chaotischer Strom. Ganz aus der Ferne hinter einer Wölfe von Stein scholl das seufzte Rollen Berlins.



Der Student der Jurisprudenz — Friß Beghe ging schon eine halbe Stunde vor dem Hause, in dem er ein möbliertes Zimmer bewohnte, auf und ab. Er war ein großgewachsener, rotwangiger, junger Mensch. Von seinem Gesicht konnte man nur die kräftige Nase erkennen, weil er den regentierenden Hut tief in die Stirn gezogen und bis zu den Ohren seinen Manteltrage aufgeschlagen hatte. Er trug eine Sektflasche unter dem Arm, deren Seidenpapier nur noch in kleinen rosa Flecken auf dem durchweichten Stiefel klebte. Das schon dämmergraue Fiserblatt der Normaluhr schräg gegenüber zeigte zehn Minuten nach sechs. Um halb sechs sollte er sie vor seiner Haustür erwarten.

Sie nannte sich Sibylle, worunter sie ein junges Mädchen im Hügelkleide verstand. Vielleicht meinte sie auch Sibelle. Sie wollte ihn heute zum ersten Male besuchen. Seitern hatten sie in der Mozartbar Bruderschaft getrunken. Sie war ein anständiges Mädchen. Nur das Bein hätte sie nicht auf den Tisch legen dürfen. Juppla, juppla, Katharina, summselte er den Refrain des Gassenhauers, nach dem er die halbe Nacht mit ihr getanzt hatte, in seinem kurzgeschneitene, blonden Schurrbart. Diese Noten warteten aufgeschlagen auf seinem Klavier. Auch die Rosen warteten. Und das Abendrot im Kulkstränken. So wollte er auch noch fünf Minuten warten.

Und er wartete. Es vergingen fünf Minuten, es vergingen zehn Minuten, gleich war wieder eine Viertelstunde um. Eigeninnig riefelte der Regen nieder. Eigeninnig wartete er. Das Wasser floß ihm schon durch den Hut das Gesicht herunter. Er sah aus, als ob er mit allen seinen blonden Haaren weinte. Er blieb stehen und beobachtete den Laternenanzünder, der mit nachtwandlicher Sicherheit den Gassenruff seiner dünnen Stange in die Dose der Gaslaterne schlug, sie herabzog und schon weiterschnitt, während hinter ihm ein herblich gelbes Lichtlein aufbrannte.

Der ärmliche Schein erreichte gerade noch die Portalstufe des Hauses, zwischen deren barocken Altanten eine goldene Zielen hervorblühte. Sie war die dritte Zahl der Hausnummer des Hauses. Von den übrigen war die Goldfarbe abgeblasen. 1878 las er und erschrak, weil das Haus erst fünfundsiebzig Jahre alt war, vierzehn Jahre älter als er. An den Leibern der Titanen fehlte hier eine Hand, dort ein halber Fuß, überall Klaffen die gewaltig geschwollenen Mästen auseinander. Das Gebälk rührte auf den Säultern von acht langbelleideten Kaputiden, aber ihre Gewänder waren abgedöckelt, und statt eines hübschen Leibes zeigten sie den rohen Sandstein. Je mehr der Regen an dem Fuß des Hauses herumwieschte, um so erschreckend deutlicher traten die Falten und Risse eines schon grabesfeuchten Alters zutage. Es floß über von verwehender Nase und Traurigkeit.

Friß Beghe froh und schüttelte sich. Ein leeres Gefühl bogte in seinen Rückenwirbeln an. Er begann sich vor dem Haus zu fürchten, auf das die Dunkelheit mit neuen Gerten einschlug. Er hörte es söhnen, und er fürchtete sich noch mehr vor dem Sinnaufgehen. Auf der einsamen Treppe klebte immer die Finsternis wie ein zäher Schleim, wohin man auch tastete. Nie brannte die kleine Gaslampe der Treppenbeleuchtung. Er bangte vor seiner Stube mit den Rosen auf dem Tisch und den aufgeschlagenen Noten. Juppla... juppla... Die abgründige Verlassenheit der großen Stadt rauschte in den Seiten. Heimlich seufzte aus allen Ecken. Verzweiflung schlugte von den Wänden. Wohin sollte er fliehen?

Kaum bemerkte er die weibliche Gestalt, die immer dichter an ihm vorbeiführte. Die gleichfalls jemand zu erwarten schien. Sie flücherte, aber er hörte es nicht. Nun trat auch sie in den armen Sticks der Laterne, als ob sie sich wärmen wollte. Er dachte wieder an Sibylle, doch er und sie waren nicht mehr auf dieser Welt. Sie

schweben auf irgendeinem Nebelmond im ungewissen wie zwei graue Schmetterlinge. In diesem Augenblick drang ein roter Lichtschein aus einem Fenster der ersten Etage zu seinen nassen Augen nieder. Sein Fenster. Sie war oben. Er sprang ins Haus, drei Stufen nehmend, die Treppe hinauf. Schlüssel im Schloß. Wie die Hand ihm vor Glück zitterte. Gleich links vom Tür lag seine Stube. Sie war halb geöffnet. Er stand schon auf der Schwelle. Unter der mit einem roten Seiden umhüllten Petroleumlampe schrieb seine Wirtin im Stehen an seinem Kulk. Ihr weißes Haar glühte im Widerschein.

„Entschuldigen Sie, Herr Studiosus“, sagte sie und zerkniff eine kleine Karte in ihren leicht erschrockenen Händen. „Ich wollte Ihnen für heute Abend ein Billett zum Zirkus aufs Kulk legen. Den Ofen hab ich ein wenig anbeizen lassen. Der Winter kommt zu früh.“

Er stand noch immer auf der Schwelle. Die Wärme des Feuers, das traumliche Licht der Lampe, der Anblick der ihn plötzlich so freundlich anheimelnden Stube taten ihm gegen seinen Willen wohl. Fast fröhlich antwortete er: „Sie sind sehr lebenswürdig, Madame.“ Sie wurde von allen Hausbewohnern nur Madame genannt. Aber Sie werden selbst gern in den Zirkus gehen wollen.“ Er spürte die Sektflasche unter seinem Arm und steckte sie schnell verlegen mit dem Stiefel nach unten in die Manteltasche. Das Stiefel klebte auf seinem Marmel.

„Ich will auch in den Zirkus gehen. Ich habe zwei Billetts geschenkt bekommen. Natürlich geht jeder allein. Sie brauchen sich nicht im geringsten um mich zu kümmern.“

Er verbeugte sich galant: „Wenn Sie mir



gestatten, Sie zu begleiten, machen Sie mir, anfrichtig gesagt, mit dem Billett gerade heute eine große Freude.“

Sie senkte ihren Kopf mit einer sehr würdigen Bewegung. Ueber die taufend Falten und Fältchen ihres leichtgebüdeten Gesichtes zitterte der Sauch eines fast harmlosen Lächelns. Sie sind sehr ritterlich, Herr Studiosus. Ich danke Ihnen. Die Vorstellung beginnt um sieben Uhr.“

Er sah auf seine Weckeruhr. „Es ist drei Viertel sieben. Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir gleich.“

„Aber Sie müssen doch noch etwas essen.“

„Ich habe eben gegessen.“, log er, in der Angst, unter dem roten Lampenschirm, den er heute für Sibylle gekauft hatte, wieder allein warten zu müssen. „Ein abscheuliches Wetter.“

Das Mädchen rief einen Wagen besorgen. Ich werde Sie dann wieder lassen. Haben Sie vielen Dank, Herr Studiosus.“

Er wollte noch eine Lebenswürdigkeit sagen, aber Madame war schon mit lesem Seidenmantel entflohen.

Schnell stellte er die Sektflasche in die Ofenede. Er wollte gern noch ein wenig traurig sein, setzte sich in seinem triefenden Mantel auf einen Klappstuhl und dachte an Sibylle. Aber immer sah ihn das weißgeschleitelte Vogelbüschchen seiner Madame mit feblauen Augen an. Erst jetzt fiel ihm auf, daß das zusammengehuckelte Figürchen ein enganliegendes schwarzes Seidenkleid mit einem cremefarbenen Jabot und halbverborgenen Spitzenmanschetten trug. Nun schämerten unter ihren dünnen Lippen merkwürdig frische, kleine Zähne auf.

Das hätte ihm Madame ersparen können. Er nahm sich vor, lieber ein wenig ungezogen als zu höflich mit ihr umzugehen. Unter ihrem Parterrefenster hing ein Schild: Zimmer für Tage, Wochen, Monate zu vermieten. Man wußte Bescheid. Er hätte überhaupt nicht diese etwas beleidigende Einladung annehmen dürfen. So trat er verstimmt aus dem Hause und streifte mit einem letzten suchenden Blick die regenwuschende Straße, vielleicht, daß Sibylle doch...

Simmel, dort stand sie. Mein, es war die andere, die noch immer unter der Laterne wartete, wie er gemerkt hatte, die jetzt erst ihr stundenlanges furchtbares Warten begann.

Alle Menschen warten, dachte er und ging schnell zum Wagen, um nicht erkannt zu werden. Die Fenster waren geschlossen. Er versuchte die Tür zu öffnen, aber wie er auch die herbogene lose Kante drehte und drückte, sie öffnete sich nicht.

„Doch ich mitfahren, Herr Doktor?“ wisperte eine Stimme rechts aus dem Dunkel. „Die verdamnte Tür geht ja nicht auf“, schrie er den Kutscher an, der den schlafenden Kopf gesenkt, sich den verbogenen Lackzylinder bis zur Nase herabgeschoben hatte.

Madame rüttelte und zog drinnen, er drückte und drehte draußen. Aus der verhängten Regenluft näherten sich zwei neue weibliche Gestalten neugierig.

„Sie, wenn die Tür nicht sofort aufgeht, fahre ich nicht mit!“ Er rief den Kutscher an seinem dickgefütterten Mantel, daß ihm das ausverungerte Wasser in den Marmel lief. „Läßt!“ brummelte es unter dem Lackzylinder hervor, die Riegel klasten, aber der Gaul, dem sich alle Mühen fruchtlos aus dem Leib wühlten, rührte sich nicht.

„Herr Studiosus, die linke Tür ist offen.“ Madame steckte ihr Vogelbüschchen unter dem Spitzenhäubchen aus dem Fenster.

Jetzt wußte es das ganze Romantikerquartier, mit dem er seine heutigen Abendstunden verbrachte. Morgen werden es seine Freunde Sibylle gestehen.

Er ging um den Wagen herum. Nie hatte er eine so gespenstische Führe gesehen. Das Pferd, nur eine schwanende Regengefalt, starr im Stehen und schlurzte aus seinen Nasenlöchern wie aus zwei geöffneten Schläuchen seine Seele auf das Pflaster, ein mit Gram vollgepumpter Sad wuchtete auf dem Bod, in Form eines Leidenbitterzylinders den verlassenem Laternefischunter tragend, die von tausend Laternen besäumte Nachtdröschke schneifte sich wie eine schwarze Todesgondel, und aus dem schief hängenden Fenster winkte ihm die weißhaarige Alte zu. Er flog ein wie in den Sarg seines Dergens. Mit erschrockenem Mund wachte der Gaul aus seinem hinterärlindigen Totenschlaf auf. Friß Beghe taumelte fast in den Schoß der Greinin.

„Herr Doktor, Herr Baron, nehmen Sie und mit.“ bettelten zwei Stimmen dicht am Fenster. „Wt, Kinder, Madame!“ kam es von der Gaslaterne.

Der Wagen holperte davon. Der junge Student bat nicht um Entschuldigung wegen seiner Ungehörigkeit, hatte sich, nur um sich endlich in der Dunkelheit zu verberaen, rechts gefest und sprach kein Wort. Schloß auch nicht das Fenster, das an seiner

Seite offenstand, so daß der Regen stiebend hereinströmte. Madame lehnte sich nur etwas tiefer in das ausgerebete Wolfer und, obwohl sie in ihrer dünnen Seidenmantille froh, sprach auch sie kein Wort.

Sie verstand den jungen Menschen so gut,

